

---

*Fabian Goppelsröder*  
**Hebels Kalenderpoetik**

---

Johann Peter Hebel gilt als Erfinder und erster großer Autor der Kalendergeschichte als literarischer Kunstform. Seine zunächst im *Rheinländischen Hausfreund* veröffentlichten Texte bilden den Grundstein eines Genres, dessen Charakteristika vor allem in der Kürze der Erzählung und ihrer moralischen Pointe liegen. Doch sind gerade Hebels Texte mehr als das. Sie sind aus der besonderen Verbindung mit dem Kalender entstandene Sprachkunstwerke, deren poetische Kraft sich aus der medialen Einbettung heraus ergibt. Ihre pointierte Kürze und einfache Sprache, ihr lebensnaher Pragmatismus sind auch Folge der Vorgaben eines für die einfache Bevölkerung gemachten Mediums. Dass Hebel diese Vorgaben nicht als Beschränkung, sondern als Rahmen eines Spiels der permanenten, leisen Subversion versteht, zeichnet seine Texte aus. Ihr populärer Ton, die Frage der Zeit und das *Merke* am Ende der Geschichte werden so weniger Exekution von Genre-Standards als poetische Verarbeitung der sich aus der Geschichte des Kalenders ergebenden Erwartungen des Lesers.

Im Folgenden soll die besondere Poetik der Hebel'schen Erzählungen entlang der drei sie prägenden Momente – der Popularität, der Temporalität und der Moral – dargestellt werden. Vorausgeschickt wird eine Skizze der Entwicklung des Mediums ›Kalender‹, abschließen werden Überlegungen zum Verhältnis von Kalender und Anthologie.

*Kalender und Kalendergeschichte*

Bis ins 19. Jahrhundert hinein war der Kalender weniger das Raster für wichtige Termine, Feiertage und ähnliche Ereignisse des Jahres als Almanach praktisch-alltäglichen Wissens. Von den Saatzeiten bis zur für effizienten Aderlass notwendigen Gestirnkongstellation, vom Bau einer Sonnenuhr bis zum Verhaltensratschlag ließ sich in diesem Heftchen alles finden.<sup>1</sup> Im Unterschied zu den ersten Zeitschriften und Büchern allerdings war seine Leserschaft nicht auf die kleine Schicht Gebildeter beschränkt. Der Kalender erreichte auch die einfache Bevölkerung und wurde so eines der ersten säkularen Massenmedien

in der Geschichte.<sup>2</sup> Der ›Kalendermann‹ war Ratgeber der kleinen Leute. Er kannte deren Sorgen und Probleme und konnte sie dank seiner Bildung zugleich in einen größeren Zusammenhang einordnen.<sup>3</sup>

Der Aufstieg der Kalendergeschichte ist eng an die besondere Pragmatik des Mediums gebunden. Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen wird gemeinhin als ihr frühester Autor betrachtet.<sup>4</sup> Aber schon Ende des 16. Jahrhunderts wurde die sogenannte *Historie* Teil des Kalenders. Zunächst nur ein paar Zeilen, entwickelt sie sich bald zu einer Art erzählten Zusammenfassung der wichtigen und kuriosen Ereignisse des Jahres.<sup>5</sup> Der aus Platzmangel direkte Duktus passt sehr gut zum allgemeinen Ton volkstümlicher Einfachheit. Das *Kalendergespräch*, eine die Gregorianischen Reformen von 1582 thematisierende Unterhaltung zwischen fiktiven Personen,<sup>6</sup> wird zum inhaltlichen Ausgangspunkt der Kalendergeschichte, die Frage der Zeit ihr vielleicht wichtigstes Thema und die Vermittlung der Gegenwart mit dem Wissen um die Vergangenheit eine ihrer großen Aufgaben. So verbindet sie Sinn und Bewusstsein für Regionalität, Tradition und Gewohnheit mit den großen Erzählungen der Menschheit.

Der Kalender war damit mehr als einfach nur Handbuch. Er half, »die Leser auf das Land, die Regierung, Verwaltung und nicht zuletzt auf das Brauchtum und die Sprache jener Landschaft einzuschwören und das Gefühl der Zugehörigkeit zu stärken.«<sup>7</sup> Verbunden mit seiner wachsenden ökonomischen Bedeutung wurde er auch politisch zum Faktor.<sup>8</sup> Kalenderprivilegien boten die Möglichkeit, Staatseinrichtungen am offiziellen Haushalt vorbei zu finanzieren. So stand der *Badische Landkalender* seit 1750 in der Verantwortung des *Gymnasiums Illustre* in Karlsruhe. Das Kalenderprivileg, welches der Markgraf von Baden seiner Eliteschule als unabhängige Einkommensquelle geschenkt hatte, machte das Produkt im Rahmen des merkantilistischen Wirtschaftssystems nicht nur konkurrenzlos, es sicherte auch einen obligatorischen Mindestumsatz: Die Bewohner Badens mussten ihn kaufen bevor sie konkurrierende Produkte aus anderen Regionen erwerben durften.<sup>9</sup> Entsprechend hielten die Verantwortlichen die Kosten niedrig, um über die verkauften Pflichtexemplare größtmöglichen Gewinn zu machen. Diese Politik führte zur Krise. Anstatt sich mit ›ihrem‹ Kalender zu identifizieren, wurde das lieblos und in schlechter Qualität hergestellte Heft zum Zeichen eines unterdrückerischen Herrschaftssystems.

Es waren die sogenannten ›Blankenlocher Ereignisse‹ von 1801, die die Wende brachten. Eine Gruppe gut gestellter Bürger aus Blankenloch, einem kleinen Dorf nördlich von Karlsruhe, musste schließlich mit Gewalt zum Kauf eines Kalenders gezwungen werden. Die als Demonstration staatlicher Durchsetzungskraft gedachte Aktion wurde vor allem Zeichen der Schwäche des

Systems. Man begann, über Veränderungen nachzudenken.<sup>10</sup> Als im Februar 1802 schließlich eine Deputation zur Reform des Kalenders einbestellt wurde, war Johann Peter Hebel als einer von zwei Lehrern des Gymnasiums Teil dieser Runde. Schon auf der zweiten Sitzung versuchte er, eine Diskussion über grundlegende konzeptuelle Fragen anzustoßen. »Ich proponirte geschmackvolle Nachahmung des hinkenden Bott. Geschichte der neuesten Jahre, Chronikartikel etc., populaer-aesthetisch und moralisch fruchtbar vorgetragen, mit niedlichen Holzschnitten.«<sup>11</sup> Der Vorstoß verpufft. »Aber es hilft nichts. Das Consistorium schreibt vor, und viele Köche versalzen den Brei.«<sup>12</sup>

### *Hebels populärer Ton*

Vier Jahre später jedoch reformuliert Hebel seine Vorschläge in einem *Unabgeforderte[n] Gutachten über eine vorteilhaftere Einrichtung des Calenders*. Und diesmal stößt er nicht auf taube Ohren. Obwohl die Beiträge von intellektuell hochangesehenen Autoren stammten, besteche der Kalender keineswegs durch seine Inhalte und gehöre »in Ansehung des Drucks, Papirs, Umfangs u. ieder andern äussern Ausstattung«<sup>13</sup> sicher zu den schlechtesten am Markt. Der 1804 durchgesetzte Name *Kurfürstlich badischer gnädigst privilegierter Landkalender für die badische Markgrafschaft lutherischen Antheils* helfe weniger die Identifikation des »grävischen Unterthan und Lutheraner«<sup>14</sup> mit dem Kalender zu befördern, als dass er potentielle neue Leser abschrecke. Hinzu komme die unpraktische Gestaltung, die kleinen, kaum lesbaren Buchstaben und die chaotische Organisation der Inhalte. Um das Produkt wieder populärer zu machen, müsse die editorische Leitidee auf den Kopf gestellt werden: Qualität habe an erster Stelle zu stehen. Die Kosten an zweiter.<sup>15</sup>

Schon mit diesen Vorschlägen erweist sich Hebel als aufmerksamer Schüler seines Erlanger Professors Georg Friedrich Seiler. Der evangelische Theologe und Vertreter der Neologie, einer durch die »Aufklärung« geprägten Strömung innerhalb der evangelischen Theologie, betonte immer wieder die Wichtigkeit des »Populismus«, der Volksnähe, und wird das auch in dem von Hebel zwischen 1778 und 1780 besuchten Seminar *Lehre der Beredsamkeit mit praktischen Übungen* getan haben. Seine Studenten sollten mit ihren Predigten und Texten den einfachen Menschen erreichen, anstatt über dessen Kopf hinweg zu theologisieren.<sup>16</sup> Hebels aufklärerischer und zugleich konservativer, das Doktrinäre vermeidender und sich der Kraft und Macht der Geschichte doch sehr bewusster Populismus hat hier seinen Ursprung. Er biedert sich so wenig an wie er bevormundet. Hebel sucht die Nähe, den vertrauten Dialog. Und er stellt sich damit sowohl in eine alte Tradition des Kalenders wie er sich zugleich

gegen Tendenzen wendet, das Medium als Mittel zur Manipulation der Volksmeinung zu missbrauchen. Ihre »zum Teil grotesk verwurstelten Sätze«<sup>17</sup> ziehen Hebels Geschichten aus der Sphäre der Literatur in die alltäglicher Mündlichkeit. Die autoritäre Stimme des Lehrers wird zur Stimme des Freundes, des »Hausfreunds«, derjenigen Figur, die nicht allein im Zentrum des das Cover des Kalenders schmückenden Holzschnitts steht, sondern ihm auch seinen Namen gibt, sein Erzähler ist und letztlich den Kalender insgesamt verkörpert.

Eine ganze Reihe wiederkehrender Figuren lässt die klaren Grenzen zwischen Wirklichkeit und virtueller Welt verschwimmen. Zwischen 1807 und 1815 erscheint allein der Zundelfrieder, diese Verkörperung des liebenswerten Meisterdiebs, in sieben unterschiedlichen Geschichten; seine Kollegen, der Zundelheiner und der Rote Dieter sind kaum weniger präsent.<sup>18</sup> Über die Jahre wird dieses Spitzbuben-Triumvirat dem Leser so vertraut wie ihm der Auszubildende in »Der Staar von Segringen« der aus dem Vorjahr »wohlbekannte Lehrjunge« des lokalen Barbiers ist.<sup>19</sup> Der Hausfreund wird zum Medium einer Zwischenwelt, in der sich Realität und Virtualität auf ganz eigene Weise mischen. Die so mögliche besondere Nähe zu seinem Leser bildet den Kern von Hebels populärem Ton. Auch die zunächst geradezu absurd wirkende Ausweitung seiner imaginären Kalenderredaktion im Jahre 1811 muss als bewusst gesetzte, auf Stärkung des populären Bandes zielende Verwischung der Grenzen zwischen Narration und Alltagswirklichkeit gesehen werden: Der Hausfreund führt einen »Adjunkt« und dessen »Schwiegermutter« als neue, zusätzliche Helfer ein. Wer aber sind die Beiden? Woher kommen sie? Ist der Adjunkt »weit in der Welt herumgereist l...l, in Paris, in Amsterdam und in München« gewesen, so wird auch die Schwiegermutter als welterfahren vorgestellt. Sie kennt Berlin, Wien und Italien, war »auf dem RigiBerg in der Schweiz, hat schöne Liedlein dort gelernt, kann alle Leute ausspotten, und doch ist sie allen Leuten lieb und wert.« (K, 288) Eine seltsame Vorstellung, deren Sinn sich nicht unmittelbar erschließt. Doch was nach spielerischem Nonsens klingen mag, ist tatsächlich weit mehr: Von 1809 bis 1812 war Christoph Friedrich Karl von Kölle Sekretär der Württembergischen Gesandtschaft in Karlsruhe. Kurz nach seiner Ankunft in Baden lernt er Hebel kennen: »Ich war wissbegierig, schon ziemlich umhergetrieben, anekdotenreich und starker Tabakraucher. So wurde ich sein Schüler und Freund, täglicher Genosse und Vertrauter seines inneren Lebens.«<sup>20</sup> Hebels und Kölles gemeinsame Vorliebe für kuriose Anekdoten, gelegentliche Poesie und schräge Ideen machte sie schnell zum Zentrum der sogenannten »Bäregesellschaft«, einer Gruppe von Freunden, die sich im Restaurant *Zum Bären* traf. Hier wurden Hebel und Kölle Meister darin, das eher lahme Geistesleben der Stadt durch ad hoc entworfene Geschichten, Rätsel

und Anekdoten zu bereichern. Viele von ihnen fanden ihren Weg in den Kalender. In diesem Sinne wurde Kölle tatsächlich der Adjunkt, den Hebel 1811, namenlos, aber mit dessen realweltlichen Zügen, zu einem Teil der Kalenderrealität werden ließ.

Mit der Schwiegermutter ist es komplizierter. 1808 brachte die Berliner Schauspielerin Henriette Hendel für ein paar Tage den Glanz der Großstadt in die badische Provinz. Hebel ließ sich schnell begeistern. Und auch Hendel mochte Hebel. Schon ein Jahr später deklamierte sie gelegentlich eines weiteren Besuchs in Karlsruhe öffentlich und im Dialekt einige der *Alemannischen Gedichte*.<sup>21</sup> Nun waren Hebels Beziehungen zu Frauen immer schwierig.<sup>22</sup> Die Unordnung aber, die Madame Hendel in des Professors Leben brachte, blieb ohne gleichen. Sie war der einzige wirkliche Flirt seines Lebens. Kölle, der Adjunkt, hingegen war weniger von Hendel selbst als von ihrer Tochter fasziniert. Um Hendel nun als Inspiration Hebels auch im Kalender ihre Rolle zu geben, wird sie als Schwiegermutter des Adjunkts Gehilfin des Hausfreunds. So wird das halb imaginierte, halb reale, opernhafte Dreieck Hebel-Hendel-Kölle Material einer lustvollen Vermischung verschiedener Wirklichkeitsebenen und das Kalenderwerk zu einem zwischen Realität und virtueller Welt liegenden Erfahrungsraum. Er steht im Zentrum von Hebels Populismus. Statt Volkstümlichkeit zu imitieren wird so ein von Leser und Autor geteilter Grund erschlossen. Ohne sich mit ihm gemein zu machen, stellt Hebel sich doch mit dem Leser gleich. Trotz der zwangsläufigen Wissensasymmetrie wird, was erfahren wird, gemeinsam erfahren. Der unscharfe Wirklichkeitsstatus der Kalenderwelt ist weniger Kriterium gegen als Bedingung ihrer Wahrhaftigkeit.

Auch in der auffälligen Geographie der Hebel'schen Geschichten werden realweltliche Bezugspunkte zu Pfeilern einer Autor und Leser gemeinsamen Kalenderwirklichkeit moduliert. Schon in den *Alemannischen Gedichten* hatte Hebel eine Art lokale Kosmologie entwickelt, die es ihm erlaubte, die großen Fragen von Raum, Zeit und menschlicher Existenz in Bezug auf das badische Oberland als geographischen Referenzrahmen zu verhandeln. Ganz ähnlich werden im Kalender regionale Marker zu Eckpunkten einer imaginären Landschaft, welche die fernen Metropolen in den Horizont des Schwarzwälder Dorfbewohners einschreiben und diesen selbst dabei verändern.

1815 behauptet der Hausfreund stolz, seine Leser mit der halben Welt vertraut gemacht zu haben.<sup>23</sup> Und doch geht es hier kaum um kartographisches Wissen. Hebels »Geographie ist naiv in dem Sinne, dass die kartographischen Lokalitäten irrelevant sind, wesentlich sind ihre Bedeutungen, genauer: ihr Assoziationspotenzial.«<sup>24</sup> Philadelphia – von 1790 bis 1800 Hauptstadt der gerade erst gegründeten Vereinigten Staaten von Amerika wie deren finanziel-

les und kulturelles Zentrum – stand für die Neue Welt als ganze. Es ist kein Zufall, dass die Protagonisten aus *Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländer*s sich in den Straßen Philadelphias wiederbegegnen. Beide mussten aus England in Richtung der früheren Kolonien fliehen und landeten schließlich in der Stadt, die am stärksten mit dem neuen Kontinent assoziiert wurde. Und doch wird dieses Philadelphia von Hebel wie ein südwestdeutsches Städtchen beschrieben. Ein kleiner, die Geschichte illustrierender Holzschnitt zeigt eine Straße mit Pflastersteinen und Fachwerkhäusern. Ein Schild markiert eines der Häuser als »Wirtshaus zu den drei Kronen«, in dem die beiden Helden der Geschichte ihr Wiedersehen feiern. Als einer der beiden wenig später nach Washington zu ziehen hat, wohnt er, wie der Hausfreund berichtet, auch dort schlicht »in der verlängerten neuen Herrengasse, Nro. 46« (K, 216).

Wie Philadelphia für Amerika, so steht Amsterdam für Reichtum (vgl. K, 238), Algier für Piraterie (vgl. K, 101) und Paderborn für Scheinheiligkeit (vgl. K, 121). Das wirkliche Aussehen dieser Städte ist nicht wichtig. Was zählt, sind die an sie gebundenen Assoziationen. Hebels imaginäre Geographie richtet die Welt nach der Heimat des Hausfreunds aus. »Moskau und Amsterdam, Jerusalem und Mailand bilden den Horizont eines Erdkreises, in dessen Mitte – von Rechts wegen – Segringen, Brassenheim, Tuttlingen liegen«<sup>25</sup>, wie Walter Benjamin es pointiert. Der Hausfreund sucht nicht den Aufbruch ins unbekannte Weitenfernte. Er nähert die Welt der Mentalität seiner Leser an. Seine Helden finden immer einen *Adler*, *Ochsen* oder ein *Wirtshaus zu den drei Kronen*, um einzukehren. Und doch: das Hin und Her zwischen Wiesental und neuer Welt, Brassenheim und London ist mehr als Wortspielerei. Hebel braucht das Andere, um die Wahrnehmung des allzu leicht als selbstverständlich genommenen Eigenen zu schärfen. Wie jeder gute Kalendermann stärkt auch er die Identifikation seiner Leser mit der eigenen Heimat. Nicht allerdings durch patriotische Rede, sondern durch das poetische Oszillieren zwischen dem Bekannten und dem Unbekannten, durch die Modulation von Rheinebene und Badischem Oberland ins Zwischenreich der Kalenderrealität.<sup>26</sup> Mit ihr schafft er den Raum, der es dem Leser möglich macht, sich selbst und seine Welt auf neue Weise zu erfahren.

Auch die notorische Konkretheit von Hebels Sprache hängt mit dieser populären Grundausrichtung seines Schreibens zusammen. Als Simplifizierung und Vereinfachung ist sie nur schlecht gefasst. Vielmehr geht es auch hier um die Eröffnung eines Erfahrungsraums, in dem vermeintliches Wissen durch Konkretisierung in dichten, starken Bildern neue Aspekte zeigt. Eine eher sperrige Geschichte aus Charles de Peyssonels *Les numéros* wird im *Kannitverstan* zur Abfolge dreier konzise umrissener Embleme.<sup>27</sup> Die mäandernde Erzählung

wird den räumlichen Beschränkungen des Kalenders angepasst, schlank trotz all ihrer Details und direkt trotz aller indirekten Allusionen.

Ein Handwerksbursche aus Tuttlingen kommt nach Amsterdam, wo ihm ein »ein großes und schönes Haus« auffällt, wie er bisher noch keines gesehen hat. Seine auf Deutsch gestellte Frage, wem dieses wunderbare Haus gehöre, wird von einem zufällig vorbeigehenden Holländer mit einem wirschen »Kannitverstan« beantwortet. Der Tuttlinger nimmt dies als Namen des Besitzers, und seine neidische Bewunderung steigert sich noch, als ihm Gleiches beim Anblick eines großen Handelsschiffes widerfährt. Erst als er einem Leichenzug begegnet und seine Frage, wer hier beerdigt werde, erneut »Kannitverstan« zur Antwort hat, legt sich seine Begeisterung. Selbst dem reichen Herrn Kannitverstan bleibt letztlich nur das enge, kalte Grab (vgl. *K*, 162–164).

Hebel organisiert seinen Text in einer Trinität aus eindrücklichen Bildern: das prächtige Haus, das große Schiff, der Leichenzug. Die Dreierstruktur vernachlässigt Teile des Originals, um eine neue rhythmische Dichte zu schaffen. Das Haus mit seinen sechs Kaminen, schönen Gesimsen und hohen Fenstern steht nicht allein für Reichtum. Sein Besitzer hat erreicht, was man im privaten Leben überhaupt erreichen kann. Mehr als die informativen Details sind es Einfachheit und Konkretheit, die das Bild prägen. Ganz ähnlich zeigt das Schiff ökonomischen Erfolg nicht allein als eine Frage des Geldes, sondern als Möglichkeit, die ganze Welt zu bewirtschaften, den Überfluss noch der fernsten Kolonien zum eigenen Wohl zu nutzen.

Hebel pointiert die privat-häusliche und die öffentlich-ökonomische Sphäre menschlichen Lebens in zwei Emblemen, welche den die Phantasie des Handwerksburschen beherrschenden Herrn Kannitverstan als Verkörperung des gesegneten Menschen, des von den Göttern Geliebten zeigen. Er wird zum Traumbild, mit dem verglichen das eigene Leben öde erscheint. In zwei Schritten hat unser Tuttlinger den Gipfel von Neid und Selbstmitleid erreicht – bis ihn der Leichenzug aus seiner weinerlichen Melancholie reißt. Die vier schwarz verummten Pferde, wie sie den Sarg »langsam und traurig« ziehen, die Freunde, die ihm in Stille, »Paar und Paar« folgen, das »einsamel...! Glöcklein«, das in der Ferne erklingt (*K*, 163) – Hebel braucht keine vier Zeilen, um den stärksten Eindruck menschlicher Endlichkeit zu evozieren. Auch der beneidenswerteste aller Menschen muss sterben. Die Banalität des Todes rahmt das Stereotyp des erfüllten Lebens. So kürzt Hebel die Erzählung nicht allein, sondern verwandelt ihren Charakter insgesamt. Statt ein kurioses Missverständnis zu erzählen, forciert seine Konkretisierung die Rückbindung an die Erfahrungen des Lesers und unterläuft diese zugleich. Sie wird zum Spiegel von dessen eigener klischeegetriebener Wahrnehmung der Welt.

In diesem Sinne ist Konkretisierung eines der Charakteristika von Hebels populärem Stil. Auch seine Überlegungen aus *Fortgesetzte Betrachtungen über das Weltgebäude* von 1809 sind in diesem Zusammenhang zu sehen. Der Hausfreund spricht über die Entfernung der Planeten von der Sonne und stellt, nachdem er die exakten Zahlen vorgetragen hat, den Wert solcher Information in Frage:

Weil man aber so eine Zahl von ein paar hundert Millionen Meilen leicht wegließt, und nicht daran denkt, wie viel sie ausweist, so merke: Wenn auf der Sonne ein Artillerist vom 2ten Bataillon in diesem Augenblick eine Canone anbrennte, die Kugel flöge in ihrer bekannten Geschwindigkeit, Tag und Nacht, Sonntag und Werktag in gerader Linie immer fort und fort, so käme sie doch in den Merkur erst ungefähr nach 10 Jahren; in der Venus nach 18, auf der Erde, wie oben gesagt, nach 25, auf dem Mars nach 38, auf dem Jupiter nach 130 Jahren an. Bis zu dem Saturnus aber hätte sie zu fliegen 238, und zu dem Uranus 479 Jahre. So weit sind diese 11 Sterne einer nach dem andern von der Sonne entfernt, die gleichsam ihre Mutter und Säugamme ist. (K, 161)

Eine abstrakte Zahl hat kein Gewicht. Statt in Millionen von Meilen sucht Hebel die ungeheure Entfernung anhand der Jahre zu bemessen, die eine Kanonenkugel von der Sonne zum Planeten bräuchte. Die enorme Distanz bleibt dem Leser unvorstellbar. Doch wird die Unvorstellbarkeit selbst nun erfahrbar. Hebels Konkretisierung durchbricht die Indifferenz des mathematischen Ausdrucks und versetzt den Leser in ein direkt-sinnliches Verhältnis zum Gesagten.

Die solches Schreiben tragende Idee macht Hebel gar zum impliziten Gegenstand einer Geschichte von 1811. *Die Bekehrung* erzählt von zwei protestantisch erzogenen Brüdern, von denen der eine zum Katholizismus konvertiert. Die Spannungen werden so groß, dass er das väterliche Haus verlassen muss. Nach einer Weile aber schreibt er und schlägt ein Treffen auf neutralem Boden vor, um die leidigen Differenzen ausdiskutieren. Vielleicht könne der eine den anderen überzeugen, so dass beide gemeinsam in den Himmel kämen – oder aber beide gemeinsam in die Hölle.

Also beschied er ihn in den rothen Adler nach Neuwied, wo er wegen einem Geschäft durchreiste. »Dort wollen wirs ausmachen.« In den ersten Tagen kamen sie nicht weit miteinander. Schalt der lutherische: »der Pabst ist der Antichrist«, schalt der katholische: »Luther ist der Widerchrist«. Berief sich der katholische auf den heiligen Augustin, sagte der lutherische: »Ich hab nichts gegen ihn, er mag ein gelehrter Herr gewesen seyn, aber beim ersten Pfingstfest zu Jerusalem war er nicht dabey.« Aber am

Samstag aß schon der Lutherische mit seinem Bruder Fastenspeise. »Bruder«, sagte er, »der Stockfisch schmeckt nicht giftig zu den durchgeschlagenen Erbsen«; und Abends gieng schon der Katholische mit seinem Bruder in die lutherische Vesper. »Bruder«, sagte er, »euer Schulmeister singt keinen schlechten Tremulant.« (K, 305)

Bemerkenswerter Weise sind es weder das Argument noch die Dogmatik, welche das Problem zu lösen helfen. Die Annäherung gelingt erst auf der Ebene sinnlicher Erfahrung. Das Ritual, die Tradition und das religiöse Leben sind wichtiger als theologischer Diskurs. Der Geschmack von »Stockfisch« und »durchgeschlagene(n) Erbsen«, der »Tremulant« des Priesters tun die Arbeit. Sechs Wochen nach dem Treffen schreibt der jüngere seinem älteren Bruder, dass er tatsächlich Katholik geworden sei; nicht wissend, dass der Ältere gerade erst selbst wieder rekonvertiert war. Hebel beschließt:

Merke: du sollst nicht über die Religion grübeln und düfteln, damit du nicht deines Glaubens Kraft verlierst. Auch sollst du nicht mit Andersdenkenden darüber disputieren, am wenigsten mit solchen, die es eben so wenig verstehen als du, noch weniger mit Gelehrten, denn sie besiegen dich durch ihre Gelehrsamkeit und Kunst, nicht durch deine Überzeugung. Sondern du sollst deines Glaubens leben, und was gerade ist, nicht krumm machen. Es sei denn, dass dich dein Gewissen selber treibt zu schanschieren. (K, 306)

Die *gefühlte* Überzeugung der Richtigkeit von etwas ist Hebel wichtiger als das intelligible Beurteilungskriterium. Der Skandal ist nicht, dass die Brüder konvertieren, sondern dass sie diesen Schritt auf Basis ihres Verstandesurteils gehen. Hebels Vertrauen auf die sinnlich-konkrete Erfahrung wird in den Geschichten des Kalenders offensichtlich. Ihre Überzeugungskraft übertrifft die des Verstandes, die Wirkung starker Bilder ist von größerer Präzision als detailliert-abstraktes Wissen. Die einfache Bildung des Kalenderlesers ist somit auch kein Hindernis für Hebels ästhetische Ambitionen. Sie wird vielmehr Katalysator eines bewusst auf Verpersönlichung, geographische Nähe und Konkretisierung setzenden Populismus. Die eigenständige Kalenderwirklichkeit als Raum, in dem Autor und Leser sich und ihre Welt unter verschobenen Koordinaten neu erfahren, wird Kern der Hebel'schen Poetik.

#### *Hebels poetische Erkundung der Temporalität des Menschen*

Nicht allein im sogenannten »Kalendarium«, in dem die Monate, Wochen, Tage des Jahres in Tabellen und Tafeln organisiert wurden, war die Frage der Zeit konstitutiv für den Kalender. Auch der Erzählteil ist von Anfang an eng mit ihr

verbunden. Hebel nimmt diese Tradition in seinen Texten auf. Eine Unmenge konkreter Zeitangaben bindet seine Geschichten an die Geschichte. Naturkatastrophen sind genau datiert: Am Dienstag, den 11. Februar 1807, zerstört gegen 19 Uhr eine schreckliche Lawine den Großteil des Dörfchens Stuben in Österreich (vgl. *K*, 96). Ein Feuer vernichtet am 5. April 1808 Bevra in Italien (vgl. *K*, 166). Auch persönliche Tragödien werden mit einer konkreten Zeitangabe versehen: Ein Mann kämpft gegen einen Wolf im März 1807 (vgl. *K*, 200), die Artilleriegranate, die einen Jungen tötete und einen anderen zum Krüppel machte, explodierte im Juli 1808 in Kopenhagen (vgl. *K*, 209). Ein furchtbarer Mord wird am 13. Januar 1811 begangen (vgl. *K*, 387), ein unbekanntes Kind klopft am Abend des 5. Dezember 1807 an die Tür eines Tagelöhners (vgl. *K*, 348) und Andreas Hertzeg, der Held der vielleicht bizarrsten von Hebels Kalendergeschichten, verschwand »schon vor 9 Jahren«, am 13. April, nur um am 8. August, nach sechzehnwöchigem Schlaf in einer abseitigen Höhle wieder aufzuwachen (*K*, 354).

Zudem binden Kriege (vgl. *K*, 176), astronomische Ereignisse (vgl. *K*, 437) oder in das kollektive Gedächtnis eingeschriebene Notzeiten (vgl. *K*, 494) den Kalender an die Geschichte. Napoleon, der russische General Feldmarschall Suwarow, König Heinrich IV. oder der berühmt-berüchtigte Andreas Hofer sind Epochenmarker, mit denen Hebel seine Erzählungen durchzieht. Hinzu kommen die vier explizit *Weltbegebenheiten* genannten Einträge.<sup>28</sup>

Die temporalen Indizes – begleitet von geographischen Details – scheinen als Authentizitätsnachweis der seltsamen, häufig gar unglaubwürdigen Erzählungen zu fungieren. Und doch verfehlt Jan Knopf mit seiner These, Hebel schreibe »Geschichten zur Geschichte«<sup>29</sup> den eigentlichen Punkt. Nicht selten ist die Zeitangabe eher gebrochene rhetorische Figur als nachprüfbares Faktum. In *Merkwürdige Gespenstergeschichte* gleicht sie in ihrer Vagheit mehr einer verschwommenen Geste als wirklicher Information: »Verwichenen Herbst fuhr ein fremder Herr durch Schliengen [...] und erzählte einem Krenzacher folgende Geschichte, die ihm selbst begegnet war.« (*K*, 171) Doch entwickelt sich gerade von hier aus eine verblüffende narrative Struktur zwischen realer und virtueller Welt. Dass der Fremde in einem Schloss in Dänemark den *Rheinländischen Hausfreund* liest, während er auf die Geisterstunde wartet, ist der spektakulärste, aber nicht der einzige Bruch in der Zeit. Wenn er am Ende der Geschichte das Schlagen der Hertinger Kirchenglocke auf gerade der Uhr überprüft, die ihm die vermeintlichen Geister, tatsächlich Falschmünzer, in der Geschichte aus Dank für seine Verschwiegenheit gegeben haben, so erreicht die Faltung der unterschiedlichen Zeitebenen eine irritierende Komplexität. Was heißt es, genau zu wissen, wann und wo etwas geschehen ist? Der

Zeitindex als Authentizitätsnachweis wird zum Vorspiel einer erzählerischen Annäherung an die Verwicklung des Menschen in unterschiedlichen, miteinander konfligierenden Zeitdimensionen; die Frage nach der Zeit wird zur Frage nach der Zeitlichkeit, nach der Temporalität des Menschen.

Hebels wohl bekannteste Geschichte, *Unverhofftes Wiedersehen*, ist hierfür ein besonders gutes Beispiel. Als Teil des Kalenders von 1811 hat die kurze Erzählung ihren eigenen Zeitindex. Eine Anekdote aus Gotthilf Heinrich von Schuberts *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft* inspirierte Hebel zur wohl »schönste(n) Geschichte der Welt«<sup>30</sup>, wie sie Ernst Bloch 1965 nannte. Einem Eintrag in den *Acta Sveciae Upsaliae* zufolge stießen Arbeiter im Jahre 1719 in einer Mine bei Falun in Schweden auf den durch Eisenvitriol vollständig konservierten Leichnam eines jungen Mannes. Keiner der Lebenden kennt ihn, bis eine alte Frau auftaucht. Vor fünfzig Jahren, sagt sie, war dieser junge Bergmann ihr Verlobter. Kurz vor der Hochzeit wurde er beim Einbruch eines der Stollen verschüttet. Seither habe sie nicht mehr daran geglaubt, ihn je einmal wieder zu sehen. Die mysteriös-irrationale Aura der Geschichte faszinierte nicht nur Schubert. Zahlreiche wichtige Autoren sollten in der Folge den Stoff auf ihre Weise adaptieren.<sup>31</sup> E.T.A. Hoffmanns *Die Bergwerke zu Falun* ist eine der bekanntesten Adaptionen. Ihr Hauptprotagonist, der frühere Seefahrer, jetzt Bergmann Elis, ist ein romantischer Held par excellence. Die mythische Figur des einst verschütteten und jetzt als Geist die Menschen heimsuchenden früheren Minenarbeiters Torbern verschärft die irrationale Seite der Geschichte. Sprache und Poetik spielen mit märchenhaften Elementen. Am Ende der Erzählung verschwinden die alte Frau und ihr jugendlich gebliebener Verlobter in einer Art mythisch-transzendenter Wiedervereinigungsszene.<sup>32</sup>

*Unverhofftes Wiedersehen* ist da ganz anders. Wo Hoffmanns Geschichte mehr als dreißig Seiten seiner *Sämtlichen Werke* umfasst, beschränkt sich Hebel auf nicht einmal drei, eine Holzschnittillustration eingeschlossen. Gerade im Vergleich zeigt sich die von Hebel vorgenommene Verdichtung.<sup>33</sup> Eine sprachliche Ökonomie, welche auch die medialen Vorgaben forcierten. Kalendergeschichten hatten kurz zu sein; ein Absatz war genug, drei Seiten war das Limit. Die Prägnanz der Anekdote war wichtiger als das komplexe Argument. Selbst wo Hebel durch Worthaufen und komplex verdrehte Sätze den Eindruck von Oralität erzeugen will, schreibt er auf schlanke und direkte Weise: Kein Wort, kein Satz ist überflüssig.

Schon die Worte *Unverhofftes Wiedersehen* sind mehr als nur ein Titel. Sie sind eine Geste, die in die Mitte der Geschichte führt, ins Zentrum der Frage von Zeit und Zeitlichkeit. Ein Wiedersehen ist nur unverhofft, wo es Erwar-

tung, wo es Hoffnung gibt. Das verlobte Paar wird heiraten; die Braut erwartet ihren Bräutigam am Abend. So entfaltet sich Zeit im Alltag von Falun in Form sozialer Antizipation. Sie entspringt dem praktischen Verhalten, entsteht aus täglichen Routinen, ergibt sich aus Erfahrung. Glückliche Paare heiraten. Wenn der Bräutigam am Morgen klopft, tut er das auch am Abend. Die bei Hebel kaum versteckten Hinweise auf den alle Erwartung durchkreuzenden und zunichte machenden Tod – das schaurige Versprechen der Braut, »lieber im Grab [zul] seyn, als lohne ihren Geliebten| an einem andern Ort«, das »Da meldete sich der Tod« und die Bezeichnung der Bergmannskluft als »Totenkleid« (K, 328) – sind Meta-Kommentare, die dem Leser eine Ahnung geben, in der erzählten Wirklichkeit der Leute von Falun aber kein Echo finden. Ganz ähnlich haben auch die dunklen, an das Datum »Sankt Lucia« (die mit der Wintersonnenwende, der längsten Nacht des Jahres verbundene Feier zu Ehren der frühen christlichen Märtyrerin St. Lucia) gebundenen Assoziationen keine Bedeutung für die Protagonisten der Geschichte. Auf einer halben Seite umreißt Hebel das Alltagsleben in Falun als eines, dessen Veränderungen in den Erwartungen von Gewohnheit und Routine eingehegt bleiben. Seine antizipatorische Struktur ist gegründet auf der Kreisförmigkeit der ewigen Wiederkehr des Gleichen. Ohne diese Zirkularität gibt es keine Erwartung, keine Hoffnung, keine Zukunft. Als der Bräutigam am Abend nicht aus den Stollen zurückkehrt, legt die junge Braut ihr Nähzeug beiseite und weint. Erst mit dem Leerlaufen des Zirkels aber wird die Konstruktion einer zeitlichen Linearität *der* Geschichte überhaupt möglich. Die Braut legt ihr Nähzeug zur Seite und Hebel jagt durch 50 Jahre Naturkatastrophen, vernichtende Kriege, weitreichende politische Entscheidungen und Verschwörungen. Das Schicksal von Königinnen und Königen, die Französische Revolution – alle sind sie nur kontingente Glieder einer vom Alltag gelösten, linear gezeichneten großen historischen Konstruktion:

Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugall durch ein Erdbeben zerstört, und der siebenjährige Krieg gieng vorüber, und Kayser Franz der erste starb, und der Jesuitenorden wurde aufgehoben und Polen getheilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frey, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höle in Ungarn ein, und der Kayser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die französische Revolution und der lange Krieg fieng an, und der Kaiser Leopold der zweyte gieng auch ins Grab. (K, 331)

Patrick Roth nannte diese Passage »zeilengeraffte Weltgeschichte«, Kinoästhetik *avant la lettre*.<sup>34</sup> Die Serie von Fakten schafft einen Überfluss an Information, der eher Schwindel als historisches Wissen erzeugt. Und doch entfaltet diese Verdichtung von fünfzig Jahren in gerade mal drei Sätzen große poetische Kraft innerhalb von Hebels literarischer Befragung der Zeit. Der Strom der Ereignisse stürzt in die Lücke, welche der Tod des Bergmanns reißt. Weltgeschichte, die kontingente Anhäufung von Katastrophen, kontrastiert die durch Stabilität und Erwartbarkeit ausgezeichnete Welt des Alltags: »Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt.« (K, 331) Während Kriege die politische Landschaft verändern und Machtstrukturen auflösen, ist der kleine Mann davon kaum berührt. Der Müller mahlte, der Schmied hämmert und die Arbeit in den Minen geht ihren immergleichen Gang. Während sich alles ändert, bleibt alles beim Alten.

Die Passage, die mit einer unerfüllten Hoffnung begann, mit der Braut, die ihr Nähzeug beiseitelegt und so erst die narrative Öffnung, den erzählerischen Raum für die Ereignisse der Weltgeschichte schafft, endet in einer weiteren Evokation sozialer Zeit. Doch wo zuvor Gewohnheiten die Zukunft durch Erwartungen entwarfen, erscheint die tägliche Routine nun leer und automatisch. Der Tod des Bräutigams hat sie zur Pflichtaufgabe werden lassen. Zeit zeigt sich vor allem im Verblassen der jugendlichen Schönheit der Braut. Verglichen mit dem anfänglichen Bild ist dieses Leben arm, verbraucht, leer, ohne Hoffnung.

So ist der Absatz zeilengeraffter Weltgeschichte mehr als die elegante Brücke über eine Fünfzig-Jahreslücke in der Handlung. Hebel provoziert einen künstlich zugespitzten Clash zwischen zwei Zeitregimen, die der Kalender zu vermitteln hatte: die teleologisch (oder eschatologisch) konstruierte Zeit der Weltgeschichte und die kreisförmig strukturierte Zeit der Natur und des Alltags. Anstatt die Unterschiede aber abzuschwächen oder auszugleichen, gestaltet er ihre gespannte Ko-Präsenz. Das ist der Hintergrund, gegen welchen auch das Ende der Geschichte gelesen werden muss. Nachdem der tote, aber konservierte Körper des jungen Mannes gefunden, ausgegraben und durch seine nun alte und alt gewordene Verlobte wiedererkannt wurde, ist das finale Bild nicht das überraschende Ende einer melodramatischen Liebesgeschichte. Wiedervereint erzeugen Braut und Bräutigam den starken Eindruck eines irritierenden Beisammenseins von zwei Gleichaltrigen, der eine jung und frisch aber tot, die andere alt geworden, aber am Leben. Im Close-up des unmöglichen Paares wird der eigentliche Gegenstand dieser Erzählung, die Temporalität des Menschen, geradezu ikonisiert.

Im Spiel mit der medialen Einbettung seiner Geschichte wird Hebels Text ein »frühes Beispiel von Medienliteratur«<sup>35</sup>. Die durch das Medium geforderte Beschränkung erzwingt eine von aller Ausschmückung befreite Schreibweise. Zugleich wird die mit der Beschränkung einhergehende Verdichtung zur Öffnung für die von Hebel bewusst aufgerufenen Assoziationen. Wo Hoffmann eine in sich geschlossene Erzählung schreibt, endet *Unverhofftes Wiedersehen* wie es beginnt: in einer offenen, öffnenden Geste.<sup>36</sup> Die Frage nach der Zeit wird zur poetischen Erkundung der Temporalität des Menschen.<sup>37</sup>

### *Hebels Humanismus der Ambiguität*

Eng verbunden mit dem pragmatischen Charakter des Kalenders als einer Art Handbuch des ländlichen Lebens endeten auch die in ihm publizierten Geschichten traditionellerweise mit einem »Merke«, einer auf zwei Zeilen gestauchten Lektion, die es zu erinnern galt. Sie ist der vielleicht stärkste Ausdruck des Selbstverständnisses des Kalenders als praktisch bildendes Medium.

Auch Hebel führt die Tradition des »Merke« formal fort. Ob er in *Kindesdank und Undank* den respektvollen Umgang mit der Elterngeneration anmahnt (vgl. *K*, 31), in *Das wohlfeile Mittagessen* den Vorteil des friedlichen Miteinanders betont (vgl. *K*, 33) oder den *Husar in Neisse* beinahe altväterlich mit der Feststellung beschließt, dass es »Untaten [gibt], über die kein Gras wächst« (*K*, 179) – Hebel scheint die traditionell patriarchalische, auf eingängige Gehorsamsregeln setzende Haltung gegenüber dem Leser nicht aufzugeben. Wenig verwunderlich, könnte es scheinen, für einen Pastor und Mitglied des Konsistoriums in Baden, für eine Säule der in sich immer schon eher konservativen Institution »Kirche«. Und doch war Hebels Glaube an eine göttliche Macht begleitet von dem Vertrauen auf die Fähigkeit des Menschen, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen. Das konservative Element, sich in sein Schicksal zu ergeben, war durchzogen von anti-institutionellem, aufklärerischem Gedankengut. Auch der Kalender sollte weniger durch Vorschriften und Regeln als durch die Hinführung zu eigener Urteilsfähigkeit bilden.

Wenn in *Drei Wünsche* die Fee »Anna Fritze« dem »Hans und seiner Lise« (*K*, 113) verspricht, ihnen in den nächsten acht Tagen drei Wünsche zu erfüllen, so wundert es kaum, dass beide diese einmalige Chance verpatzen. Der Schlusssatz der Geschichte aber geht über die klassische, Gehorsam und Bescheidenheit fordernde Pointe hinaus und klingt wie eine Variante der Kant'schen Aufklärungsdefinition: »Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen.« (*K*, 113) Zugleich ist dem Hausfreund Aufklärung auch hier nicht einfach die Apotheose der Vernunft.

In Voltaire'schem Gestus gegen die unkalkulierbare Natur zu protestieren, liegt ihm nicht. Die Ruhe, mit der er von erratischen Ereignissen und Schicksalen berichtet, zeigt eine wichtige Voraussetzung seines aufklärerischen Denkens: Rationalität muss ihre eigenen Grenzen akzeptieren.

In *Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers* wird ein junger Mann des Mordes verdächtigt und zum Tode verurteilt, während sein Freund von Pressern zum Söldnerdienst gezwungen wird. Der erste wird gehängt und überlebt durch einige Zufälle doch. Der zweite wird auf einer Galeere nach Amerika geschickt. Ihr Wiedersehen nach all den Schrecken begründet keinen rächenden Feldzug für Gerechtigkeit. Hebel schildert es vielmehr als Treffen alter Freunde in heimeligem süddeutschem Ambiente mitten in Amerika (vgl. *K*, 209 ff.). Die grausige Geschichte eines sich nur streitenden Ehepaars, in der der Mann seine Frau schließlich ertränkt, um sich danach selbst zu erhängen, beginnt Hebel lakonisch: »Zwei Eheleute in einem Dorf an der Donau, herwärts Ulm, lebten miteinander, die waren nicht füreinander gemacht, und ihre Ehe ward nicht im Himmel geschlossen.« (*K*, 254) Und die Erzählung vom Bauer und seiner Frau, die erst den Metzger aus Habgier und schließlich ihr eigenes Kind als vermeintlich einzigen Zeugen ermorden, lässt Hebel in teilnahmsloser Brutalität enden: »Sechs Wochen darauf wurden sie gerädert, und ihre verruchten Leichname auf das Rad geflochten, und die Raben sagen jetzt: ›Das Fleisch schmeckt gut.‹« (*K*, 277) Statt zum moralischen Imperativ führt Hebel seine Leser in die Ambivalenz menschlicher Existenz. Das ›Merke‹ wird dabei zum Mittel, nachhaltige »Widersprüche zwischen Erzählung und anschließender Auslegung«<sup>38</sup> zu entwickeln.

Von klein auf hatte Hebel das Uneindeutige, Heterogene und Spannungsreiche des Lebens selbst erfahren. Schon die lutherisch-reformierte ›Mischehe‹ seiner Eltern oder das Hin und Her zwischen Wiesetal, wo die Familie während des Winters lebte, und Basel, wo die Mutter über den Sommer als Hilfe im Haus eines der Stadträte arbeitete, forderten eine geographische und soziale Beweglichkeit und Flexibilität, wie sie die Hebel'sche Sicht der Dinge auch weiterhin bestimmen sollten.<sup>39</sup>

In den frühen 1790ern, während seiner Zeit als Präzeptor des *Pädagogiums* in Lörrach, gründete Hebel den ›Proteuserbund‹, eine im Stile der Freimaurer gehaltene Bruderschaft. Die *Grundstriche des Proteusschen Lehrsystems* wurden entworfen und mit dem *Allmanach des Proteus auf das gnadenreiche Jahr I* eine neue Ära eingeläutet. Was als Laune erscheinen mag, setzte der steifen Alltagsrealität am *Pädagogium* ein imaginiertes Reich entgegen, in dem der permanente Wechsel und Wandel oberstes Gesetz war.<sup>40</sup> Der griechische Gott des Wandels, Proteus, wurde zum Paradigma eines spielerischen Umgangs mit

der Wirklichkeit<sup>41</sup> und macht Hebels Neugier und seine Freude an der Erfahrung unterschiedlicher Realitäten manifest.<sup>42</sup> Die Welt interessiert in der Vielfältigkeit ihrer Aspekte. Und wie »ein wohlgezogener Kalender soll seyn ein Spiegel der Welt« (K, 113), so vermeidet es Hebel als Herausgeber des *Rheinländischen Hausfreunds* peinlich, ihre Heterogenität durch moralische Imperative zur homogenen Einheit einzudampfen. In einer Welt der Widersprüche und Inkonsistenzen kann es die eine Wahrheit nicht geben.<sup>43</sup> »Gut« und »Böse« sind hier so ambivalente Konzepte wie Hebels Gauner auch Künstler sind,<sup>44</sup> die die Kalendergeschichten mit dem »süßen Gift der Anarchie«<sup>45</sup> durchziehen. »Nur durch unaufhörliches Schwanken wird das Gleichgewicht im allgemeinen und ganzen erhalten.«<sup>46</sup> Der Hebels Erzählungen eingeschriebene Ethos ist unbrauchbar für jede einseitige politische Agenda.<sup>47</sup> Er lässt sich auf kein einfaches »Merke« herunterbrechen, sondern zeigt sich in der Gesamtheit und Komplexität von Hebels Schreiben.<sup>48</sup>

In *Die leichteste Todesstrafe* begeht ein ansonsten ehrhafter Mann ein Eifersuchtsverbrechen. Der Fürst lässt ihn die Art des Todes wählen, worauf er jenen sanftesten Tod, den »Tod aus Altersschwäche« (K, 299 f.) wählt. Der Fürst muss diese Wahl akzeptieren und lässt den Delinquenten ziehen. Doch wo man den Eindruck haben könnte, das Stück beziehe Position gegen die Inhumanität der Todesstrafe, stellt der Fürst diese als Rechtsinstitution doch gar nicht in Frage. Er hält schlicht und einfach sein Wort als Ehrenmann; ein aufgeklärter Souverän wird er damit noch nicht. Hebel vermeidet klare ethische Positionierung und zeigt stattdessen, wie das Spiel mit Worten unsere Realität bestimmt. Ein Punkt, den er im Schlusssatz der Geschichte gar noch verschärft: »Dies Stücklein ist von der Schwiegermutter, die niemand gerne umkommen läßt, wenn sie ihn retten kann.« (K, 300) Des Hausfreunds auktoriale Selbstentfremdung ist auch eine Geste der Unschuld. Nicht er, die Schwiegermutter hat die Erzählung in den Kalender eingebracht und sie ist bekannt für ihren Altruismus. Vielleicht, so dämmert es dem Leser, hängt das Schicksal des Verurteilten mehr an den Worten der Schwiegermutter als an denen des Fürsten. Wieder übertrifft Hebels Interesse für das Ambivalente die Suche nach eindeutigen Regeln und Maximen. Er stellt uns die »Zwiespältigkeit des Menschlichen«<sup>49</sup> vor Augen. In dieser Ambiguität liegt der genuine Humanismus seines Kalenderwerks.

Eine Geschichte aus dem Jahre 1811 erzählt von einem am unteren Ende der sozialen Hierarchie lebenden Pariser. Mit seinem Kollegen trägt er tagtäglich das Wasser aus der Seine zu den Häusern der Reichen, als ein Gewinn in der Lotterie beide von einem Tag auf den anderen zu vermögenden Leuten macht. Doch während der Kollege mit Bedacht seinen unverhofften Reichtum bis zu dem Punkt vermehrt, an welchem er das Arbeiten ganz aufgeben und

nur noch von den Zinsen leben kann, verfolgt Hebels Wasserträger einen anderen Plan. »Wohl will ich mirs auch werden lassen für mein Geld, aber meine Kunden geb ich nicht auf, dies ist unklug« (K, 391 f.), sagt er sich. Er lässt sich auf der Arbeit vertreten und beginnt, alle Vergnügungen auszukosten, die man sich mit Geld kaufen kann:

Also kleidet er sich jetzt in die vornehmste Seide, alle Tage ein anderer Rock, eine andere Farbe, einer schöner als der andere, ließ sich alle Tage frisieren, sieben Locken übereinander, zwei Finger hoch mit Puder bedeckt, mietete auf ein Vierteljahr ein prächtiges Haus, ließ alle Tage einen Ochsen schlachten, sechs Kälber, zwei Schweine für sich und seine guten Freunde, die er zum Essen einladete und für die Musikanten. Vom Keller bis in das Speiszimmer standen zwei Reihen Bediente und reichten sich die Flaschen, wie man die Feuereimer reicht bei einem Brand, in der einen Reihe die leeren Flaschen, in der andern die vollen.

Den Boden von Paris betrat er nimmer, sondern wenn er in die Komödie fahren wollte, oder ins Palais royal, so mußten ihn sechs Bedienten in die Kutsche hineintragen und wieder hinaus. Überall war er der gnädige Herr, der Herr Baron, der Herr Graf, und der verständigste Mann in ganz Paris. Als er aber noch drei Wochen vor dem Ende des Vierteljahrs in den Geldkasten griff, um eine Hand voll Dublonen, ungezählt und unbeschaut herauszunehmen, als er schon auf den Boden der Kiste griff, sagte er: »Gottlob, ich werde geschwinder fertig als ich gemeint habe.« Also bereitete er sich und seinen Freunden noch einen lustigen Tag, wischte alsdann den Rest seines Reichtums in der Kiste zusammen, schenkte es seinem Adjunkt und gab ihm den Abschied. Denn am andern Tag ging er selber wieder an sein altes Geschäft, trägt jetzt Wasser in die Häuser, wie vorher, wieder so lustig und zufrieden, wie vorher. Ja er bringt das Wasser selbst seinem ehemaligen Kameraden, nimmt ihm aus alter Freundschaft nichts dafür ab, und lacht ihn aus.

Der Hausfreund denkt etwas dabei; aber er sagt's nicht. (K, 392)

Mit Walter Benjamin ist man geneigt zu sagen: »Wem Hebel nicht aus solchem Satze tief entgegen blickt, der wird ihn auch in anderen nicht finden.«<sup>50</sup> Natürlich war Hebel als Theologen wohl bewusst, welche Assoziationen die Erzählung transportiert. Das Geld zu schätzen, es zu mehren und es so post-faktum zu verdienen, wäre die christlich kluge Weise auf den Lotteriegewinn zu reagieren.<sup>51</sup> Der Kamerad als Vorbild – hier läge die erwartbare Moral dieser Geschichte. Nicht so bei Hebel. Für ihn ist das Verhalten seines Helden Folge gründlicher Überlegung. Bevor er seinen Lotteriegewinn verprasst, bedenkt er seine Situation und Zukunft sehr genau: »Wohl will ich mirs auch werden lassen für mein Geld, aber meine Kunden geb ich nicht auf, dies ist unklug« [Hvhg. F.G.l. Mit Hebels Zustimmung, so scheint es, gelangt der Wasserträger zu einer überraschenden Beurteilung der Lage: Nicht seines, sondern das Verhal-

ten seines Kameraden ist unklug. Weil er Vertrautes aufgibt, sich seiner eigenen Wurzeln beschneidet und ohne organische Verbindung Teil eines anderen Milieus zu werden sucht, handelt er unverantwortlich. Überzeugt, dass das so zufällig erworbene Vermögen keine Basis für ein glückliches Leben sein kann, macht es sich Hebels Wasserträger zur Pflicht, sich des Geldes so schnell als möglich wieder zu entledigen. Dass er es nicht einfach in die Seine schmeißt, verschenkt oder verliert, zeigt: Nicht Geld als solches wird hier abgelehnt, und auch Askese ist nicht das Ideal. Viel eher geht es um die Sinnentleertheit des weniger gewachsenen als erkaufte Lebensstils der *Nouveaux Riches*. In wenigen Wochen treibt der Wasserträger den unhinterfragten Glauben an das Geld und seine ziellose Vermehrung in die Absurdität. Am Ende der verschwenderischen Tour de Force gibt er die letzten Münzen seiner Vertretung und nimmt die alte, schlechtbezahlte Arbeit wieder auf. Über den vormaligen Kameraden in seiner jetzt sorgenfreien, aber wurzellosen Existenz, kann er nur lachen – und bringt ihm das Wasser gratis, der alten Freundschaft wegen.

Hebels Held ist eine Art konservativer Anarchist. Entsprechend interpretiert Knopf den kryptischen Satz zum Ende der Geschichte als versteckten Hinweis auf die eigentliche Pointe der Erzählung: das Leben ist leer ohne angemessene Beschäftigung. Alles Geld, aller materielle Reichtum nützen nichts, wenn es kein gewachsenes Verhältnis zu ihm gibt. Wenn Knopf Recht hat, so ist auch klar, dass Hebel diese Lehre nicht explizit macht. Sie bleibt Andeutung, poetischer Wink eher als Behauptung.

Hebels Moral ist so nicht nur Verlängerung einer Kalendertradition. Sie ist Folge seines Drehens und Wendens alles Unstrittigen, alles scheinbar Gegebenen bis sich auch an diesem neue Aspekte zeigen. So öffnet er den Raum für poetische Unentschiedenheit und Ambiguität. Und doch sind diese Unentschiedenheit und Ambiguität nur auf Basis des spezifischen Mediums ›Kalender‹ möglich, seiner Gewohnheiten und Traditionen in Produktion wie Rezeption. Erst im Spiel mit der Kalendertradition des ›Merke‹ kann sich Hebels poetische Moral entfalten.

#### *Hebels Medienästhetik: Kalender und Schatzkästlein*

Im Jahre 1811 erscheint die erste Auflage des *Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds*. Im Auftrag des Verlegers Johann Friedrich Cotta besorgt Hebel diese Auswahl der ›interessantesten‹ seiner Geschichten aus den Jahren zwischen 1802 und 1811 noch selbst. So sollen sie auch jenseits des Badischen ihre Leser finden. Martin Heidegger beschreibt den Vorgang fast hundertfünfzig Jahre später als geradezu sakralen Akt: »So schränkte er [Hebel] den Schatz

auf das Kostbarste ein, baute ihm ein Schränklein und schenkte es im Jahre 1811 der ganzen deutschen Sprachwelt als »Schatzkästlein«.<sup>52</sup> Das Buch wird ein Erfolg – und Ursprung eines neuen Genres: der Kalendergeschichte als literarischer Kunstform. Seither bestimmt es Hebels Reputation als Autor.

Und doch steckte in dem Unternehmen auch Gefahr: die Publikation der Texte als Sammlung außerhalb ihres ursprünglichen medialen Kontexts führte zur Entwurzelung der Hebel'schen Geschichten. Nicht nur verzichtet eine solche Auswahl ganz natürlich auf jene Stücke, die, wie einige der direktesten Ansprachen des Hausfreunds an den Leser,<sup>53</sup> zu sehr an den Kalender gebunden sind. Auch die in die Anthologie aufgenommenen Geschichten verlieren an poetischer Komplexität. Der Eindruck von Mündlichkeit wirkt nur noch als der öde Rest eines einmal lebendigen Gesprächs, die alten Themen des Kalenders scheinen zufällig, willkürlich. Hebels konkrete Sprache reduziert sich auf seinen Sinn für gute Beispiele, die inneren Brüche der Geschichten werden als sein besonderer Humor belacht und statt einer grundsätzlichen Befragung der Temporalität des Menschen sieht man nur die elegante Technik der Verdichtung. Heideggers Wortwahl spiegelt das Problem: gelöst aus ihrer Einbindung in den Kalender werden Hebels Texte als feine, handwerklich saubere Miniaturen zu Schmuckstücken deutscher Sprache verharmlost. Die in der Verkleinerungsform »Schatzkästlein« mitklingende Verniedlichung steht in Linie mit der Wahrnehmung des Karlsruher Prälaten als fromm-konservativer Autor von »treuherzigen Kurzerzählungen«<sup>54</sup>.

Damit aber ist Hebel selbst nicht unschuldig an einer Rezeptionsgeschichte seiner Werke, die bis weit ins 20. Jahrhundert dominiert war von einer »Position der völkischen Literaturbetrachtung«<sup>55</sup>. Wilhelm Altwegg beschreibt Hebel 1935 umstandslos als einen »Mann, dem aus bluthafter und geistiger Herkunft bodenständige Heimat und übervölkisches Menschentum noch die großen Werte waren.«<sup>56</sup> Und auch zwanzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs klingt das bei Wilhelm Zentner ähnlich.<sup>57</sup> So eindringlich und überzeugend viele Beobachtungen in Heideggers *Hebel der Hausfreund* sind, so sehr ist der Aufsatz von einer »pseudo-romantisch mystifizierende Auffassung des Dichters [getragen], die uns keinen Schritt näher an Hebel heranbringt, sondern ihn fern vom Lärm des frechen Tages zum Priester des Weltmysteriums weiht«<sup>58</sup>, wie Robert Minder kritisiert.

Obwohl wichtige Kommentatoren wie Walter Benjamin oder Ernst Bloch eine andere Sicht auf Hebel möglich machten,<sup>59</sup> so wurde doch erst mit der jüngeren und jüngsten Forschung der konstitutiven Verankerung seiner Geschichten im Kalender wirklich Bedeutung zugesprochen<sup>60</sup> – ohne allerdings die poetischen Konsequenzen der medialen Einbettung wirklich auszuloten.

Hebels stilistische Eigenheiten werden primär als pragmatische Strategien gegen die Eingriffe der Zensur analysiert.<sup>61</sup> Doch während sie im *Schatzkästlein* schnell als im Dialekt geschriebene Lehrstücke mit moralisch-praktischer Pointe erscheinen, entfalten die Hebel'schen Geschichten als Teil des Mediums ›Kalender‹ eine sehr viel komplexere Poetik. Hier ist die Attitude »des Irritiert-Seins, des Nicht-Hinnehmens von scheinbar Selbstverständlichem« eher nicht, wie Knopf es denkt, wissenschaftlicher Skeptizismus.<sup>62</sup> Sie ist Irritation in einem beinahe medizinischen Sinn, eine physische Stimulation, wie sie sich aus den feinen Differenzen ergibt, die »Hebel von seinen Nachahmern, den zahllosen Schollendichtern und Winkelgrößen«<sup>63</sup> unterscheiden. Sein Spiel mit dem medialen Rahmen des Kalenders schafft eine Reibung, die Hebel nicht aufzulösen sucht. Gerade hierin liegt seine literarische Leistung. Ironischerweise führt die Entscheidung, das *Schatzkästlein* zu publizieren, nicht nur zum Aufstieg seines Autors in den Kreis der großen deutschen Dichter, sondern beraubt seine Geschichten in gewisser Weise auch ihrer besonderen Poetik.

#### Anmerkungen

---

- 1 Vgl. Elin Mererid Hopwood, *Johann Peter Hebel and the Rhetoric of Orality*, Stuttgart 1994, 8.
- 2 Vgl. Ralph Ludwig, *Der Erzähler. Wie Johann Peter Hebel ein literarisches Schatzkästlein schuf*, Berlin 2010, 67. Vgl. auch Wilhelm Altwegg, *Johann Peter Hebel. Mit 15 Bildern und 3 Handschriftenproben*, Leipzig 1935, 177 oder Friedrich Voit, *Vom Landkalender zum ›Rheinischen Hausfreund‹: Johann Peter Hebels. Das südwestdeutsche Kalenderwesen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert*, Frankfurt/Main u.a. 1994, 4. Vgl. auch Achim Landwehr, *Geburt der Gegenwart. Eine Geschichte der Zeit im 17. Jahrhundert*, Frankfurt/Main 2014, 24.
- 3 Vgl. Ludwig Rohner, *Kalendergeschichte und Kalender*, Wiesbaden 1978, 32.
- 4 Dagegen meint Ludwig Rohner, dass die Kalendergeschichte gut einhundert Jahre älter sei als ihr angeblicher Erfinder Grimmelshausen (vgl. Ludwig Rohner, »Nimm wahr der Zeit...«, in: *Kalender im Wandel der Zeiten. Eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek zur Erinnerung an die Kalenderreform durch Papst Gregor XIII. im Jahr 1582*, hg. von der Badischen Landesbibliothek, Karlsruhe 1982, 7–32, hier 28).
- 5 Vgl. Rohner, *Kalendergeschichte und Kalender*, 16. Zugleich bleibt es schwierig, den exakten Beginn der Kalendergeschichte zu bestimmen. »The task of identifying a date for the first Kalendergeschichte is almost impossible for its emergence was a gradual process«, schreibt Hopwood (Hopwood, *Johann Peter Hebel and the Rhetoric of Orality*, 8). Das einzige klare Kriterium für eine Kalendergeschichte ist ihre Verbundenheit mit ihrem Medium. Sie war gemacht für und wurde gelesen als konstitutiver Teil des Kalenders. Welche formalen Inkonsistenzen auch immer eine Genre-Definition erschweren – dieses Faktum muss die Diskussion über die Kalendergeschichte und ihre spezifische Poetik im Blick behalten (vgl. Rohner, *Kalendergeschichte und Kalender*, 96).
- 6 Vgl. Rohner, *Kalendergeschichte und Kalender*, 83.

- 7 Bernhard Viel, *Johann Peter Hebel oder Das Glück der Vergänglichkeit*, München 2010, 210.
- 8 Vgl. Ernst Fischer, Wilhelm Haefs, York-Gothart Mix, *Einleitung. Aufklärung, Öffentlichkeit und Medienkultur in Deutschland im 18. Jahrhundert*, in: dies. (Hg.), *Von Almanach bis Zeitung. Ein Handbuch der Medien in Deutschland 1700-1800*, München 1999, 9–23.
- 9 Voit, *Vom Landkalender zum ›Rheinischen Hausfreund‹*, 25.
- 10 Vgl. ebd., 35.
- 11 Brief an Friedrich W. Hitzig vom April 1802, in: Johann Peter Hebel, *Werke*, Bd. 2, *Gedichte und Briefe. Hebels Leben in Daten und Bildern*, hg. von Eberhard Meckel, eingeleitet von Robert Minder, Frankfurt/Main 1968, 246.
- 12 Ebd.
- 13 Vgl. Hebel, *Unabgefordertes Gutachten*, 151.
- 14 Vgl. Ebd., 154.
- 15 Vgl. Ebd., 154.
- 16 Reinhart Siegert, *Johann Peter Hebel als Genie der Popularität*, in: Carl Pietzker, Günter Schnitzler (Hg.), *Johann Peter Hebel. Unvergängliches aus dem Wiesental*, Freiburg/Breisgau 1996, 47–102, hier 57.
- 17 Siegert, *Johann Peter Hebel als Genie der Popularität*, 82.
- 18 Vgl. Peter von Matt, *Der Zirkelschmied. Hebels letzter Gauner*, in: Carl Pietzker, Günter Schnitzler (Hg.), *Johann Peter Hebel. Unvergängliches aus dem Wiesental*, Freiburg/Breisgau 1996, 195–212, hier 195.
- 19 Johann Peter Hebel, *Die Kalendergeschichten. Sämtliche Erzählungen aus dem Rheinländischen Hausfreund*, hg. von Hannelore Schlaffer und Harald Zils, München 1999, 250; im Folgenden zitiert mit der Sigle K und Seitenzahl direkt im Fließtext.
- 20 Heide Helwig, *Johann Peter Hebel. Biographie*, München 2010, 279.
- 21 Hebel, *Werke*, Bd. 2, *Gedichte und Briefe*, 338 f.
- 22 Vgl. Robert Feger, *Annäherungen an einen Prälaten. Fragestellungen zu Leben und Werk von Johann Peter Hebel*, Lahr/Schwarzwald 1983, 151; vgl. auch Viel, *Johann Peter Hebel oder Das Glück der Vergänglichkeit*, 62 f.
- 23 Vgl. Klaus Oettinger, *Ulm ist überall. Essays und Vorträge zu Johann Peter Hebel*, Konstanz 1990, 45.
- 24 Oettinger, *Ulm ist überall*, 45.
- 25 Walter Benjamin, *Johann Peter Hebel. Zu seinem 100. Todestage*, in: Walter Benjamin, *Gesammelte Schriften*, Bd. 1, hg. von Rolf Tiedemann und Herrmann Schwepenhäuser, Frankfurt/Main 1991, 277–280.
- 26 Vgl. Oettinger, *Ulm ist überall*, 48.
- 27 Vgl. die Geschichte des jungen französischen Grafen, Adam-Philippe de Custine, aus Charles de Peyssonels *Les numéros*. 1783, ein Jahr nach der französischen Publikation, druckte das ›Luzernische Wochenblatt‹ die deutsche Übersetzung des Textes. Egal, wo genau Hebel auf die Erzählung stieß, die Art und Weise, wie er sie umschrieb und den Anforderungen des Kalenders einpasste, ist exemplarisch dafür, wie sein Schreiben überhaupt funktionierte.
- 28 Vgl. die Kalender von 1809, 1814 und 1815.
- 29 Vgl. Jan Knopf, *Geschichten zur Geschichte. Kritische Tradition des Volkstümlichen in den Kalendergeschichten Hebels und Brechts*, Stuttgart 1973. Kritisch dazu Rohner, *Kalendergeschichte und Kalender*, 218.
- 30 Ernst Bloch, *Nachwort*, in: Johann Peter Hebel, *Kalendergeschichten*, Frankfurt/

- Main 1965, 135–149, hier 139. Siehe auch Rolf Selbmann, *Unverhofft kommt oft. Eine Leiche und die Folgen für die Literaturgeschichte*, in: *Euphorion*, 94 (2000), 173–204, hier 176.
- 31 Richard Wagner, Hugo von Hofmannsthal und Georg Trakl sind nur drei aus einer ganzen Reihe von Künstlern, die die Geschichte des Bergmanns und seiner Verlobten für ihre Arbeit verwendeten (Thomas Eichner [Hgl.], *Das Bergwerk von Falun. Varianten eines literarischen Stoffes*, Münster 1996).
- 32 Vgl. Selbmann, *Unverhofft kommt oft*, 184.
- 33 Hebels Kunst »besteht im Wesentlichen in Verdichtung, in präziser Setzung der Worte«, meint Michael Stolleis (Michael Stolleis, *Der menschenfreundliche Ton. Zwei Dutzend Geschichten von Johann Peter Hebel mit kleinem Kommentar*, Frankfurt/Main 2003, 7).
- 34 Vgl. Patrick Roth, *Johann Peter Hebels Hollywood oder Freeway ins Tal von Balzac*, in: Patrick Roth, *Riding with Mary. 10 mal Sehnsucht*, Frankfurt/Main 2003, 9–33.
- 35 Detlev Ignasiak, *Nachwort*, in: Johann Peter Hebel, *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds*, Leipzig 1987, 219–247, hier 244. Oder wie York-Gothart Mix es formuliert: »Im ›Rheinländischen Hausfreund‹ wird Realität nicht abgebildet, sondern medienspezifisch konstruiert.« (York-Gothart Mix, *Mediale und narrative Interdependenz. Zur Raum und Zeitsemantik in J.P. Hebels Kalendertexten*, in: *Text und Kritik*, 151 [2001], 23–31, hier 24).
- 36 Vgl. Rohner, *Kalendergeschichte und Kalender*, 296.
- 37 Wie grundlegend Hebel mit dem medialen Setting seiner Geschichten spielt, zeigt sich noch deutlicher, wenn man Achim Landwehrs These mit in den Blick nimmt, dass Kalender als Medien der Synchronisation eine entscheidende Rolle in der ›Geburt der Gegenwart‹ im 17. Jahrhundert spielten (vgl. Landwehr, *Geburt der Gegenwart*, 250): Die konstitutive Pluritemporalität einer sich immer mehr auf das Hier und Jetzt anstatt auf eine nicht mehr vorbildhafte Vergangenheit oder die immer unsicher bleibende Zukunft konzentrierenden Gesellschaft versucht er weniger zu kontrollieren als poetisch vorzuführen.
- 38 Stephan Braese, *Neben der Weltuhr. Zum Begriff der Geschichte in Johann Peter Hebels Kalendertexten*, in: *Euphorion*, 98 (2004), 165–185, hier 169.
- 39 Vgl. Franz Littmann, *Johann Peter Hebel. Humanität und Lebensklugheit für Jedermann*, Erfurt 2008, 9.
- 40 Helwig nennt das Projekt »eine geradezu von romantischem Geist beseelte Etüde der Querdenkerei« (Helwig, *Johann Peter Hebel*, 102).
- 41 Philosophisch lagen hier auch einige Missverständnisse vor (vgl. Gertrud Staffhorst, *Johann Peter Hebel und die Antike. Spuren einer lebendigen Beziehung*, Karlsruhe 1990, 115 ff.).
- 42 1811 schreibt er von einem kurzen Aufenthalt in der Kurstadt Baden an seinen (Proteuser-) Freund Hitzig: »Hab ich nicht an der Tafel mich den Grafen gleichgeachtet und mit dem König von Bayern auf der Promenade in die nämliche Lotterie gesetzt, und den Abend im Lamm bei den Handwerksburschen verbracht?« (Hebel, *Werke*, Bd. 2, *Gedichte und Briefe*, 355 f.).
- 43 Vgl. Littmann, *Johann Peter Hebel. Humanität und Lebensklugheit für Jedermann*, 8.
- 44 Vgl. von Matt, *Der Zirkelschmied. Hebels letzter Gauner*, 197.
- 45 Heinrich Böll, zit. nach Littmann, *Johann Peter Hebel. Humanität und Lebensklugheit für Jedermann*, 9.
- 46 Vgl. Littmann, *Johann Peter Hebel. Humanität und Lebensklugheit für Jedermann*, 11.

- 47 Braese spricht von der »Unverwertbarkeit von Hebels »Moralen« für jede einsinnig politische oder gar ideologische Nutzung.« (Braese, *Neben der Weltuhr*, 180).
- 48 Vgl. Ulrich Däster, *Johann Peter Hebel. Studien zu seinen Kalendergeschichten*, Aarau 1968, 52 f.
- 49 Littmann, *Johann Peter Hebel. Humanität und Lebensklugheit für Jedermann*, 19.
- 50 Benjamin, *Johann Peter Hebel. Zu seinem 100. Todestage*, 280.
- 51 Vgl. das im Matthäus- wie im Lukasevangelium erzählte »Gleichnis von den anvertrauten Talenten«.
- 52 Martin Heidegger, *Hebel der Hausfreund*, Pfullingen 1957, 11.
- 53 So z.B. das Vorwort zum Kalender von 1809 oder die *Anfrage* aus dem Kalender von 1810.
- 54 Gero von Wilpert (Hg.), *Lexikon der Weltliteratur*, München 1997.
- 55 Braese, *Neben der Weltuhr*, 166.
- 56 Altwegg, *Johann Peter Hebel*, 69.
- 57 Vgl. Wilhelm Zentner, *Johann Peter Hebel*, Karlsruhe 1965, 129.
- 58 Robert Minder, *Dichter in der Gesellschaft. Erfahrungen mit deutscher und französischer Literatur*, Frankfurt/Main 1966, 213.
- 59 Benjamin spricht von der »französische(n) Revolutionsgottheit«, die über den Kalendergeschichten schwebt (Walter Benjamin, *Johann Peter Hebel*, in: ders. *Gesammelte Schriften*, Bd. 2, hg. von Rolf Tiedemann und Herrmann Schwepenhäuser, Frankfurt/Main 1991, 635–640, hier 640). Auch Blochs Charakterisierung von Hebel als »citoyen« löst ihn ganz bewusst aus der muffig-volkstümelnden Ecke (Ernst Bloch, *Nachwort*, in: *Johann Peter Hebel, Kalendergeschichten*, Frankfurt/Main 1973, 135–149, hier 147).
- 60 Mit Jan Knopfs *Geschichten zur Geschichte* von 1973 wird der historisch konkrete, materiale Kontext der Kalendergeschichten das erste Mal wichtig. Jüngere Publikationen heben die Bedeutung des Kalenders als medialen Hintergrunds ihrer Entstehung hervor, ohne den die Kalendergeschichten nicht wirklich verstanden werden können (vgl. als nur zwei Beispiele Franz Littmann, *Johann Peter Hebel. Humanität und Lebensklugheit für Jedermann*, 7 und Hannelore Schlaffer, *Nachwort*, in: *Johann Peter Hebel, Die Kalendergeschichten. Sämtliche Erzählungen aus dem Rheinländischen Hausfreund*, hg. von Hannelore Schlaffer und Harald Zils, München 1999, 687–721, hier 688.)
- 61 Vgl. Braese, *Neben der Weltuhr*, 169.
- 62 Knopf, *Geschichten zur Geschichte*, 20.
- 63 Minder, *Dichter in der Gesellschaft*, 224.